

»Frau von Grenwald«, haucht Vendtorp.

»Ich habe gesagt, ihr sollt euch verpissen!«

Gemurmel, man vermutet allgemein, ich könnte dehydriert sein, einer traut sich immerhin, »dement« zu flüstern. Vendtorp versucht die potentiellen Gelder vor der Verstimmung zu retten, bittet alle »zu einem kleinen Umtrunk in den beigen Salon«, man müsse die Jubilarin nun ruhen lassen.

Unbedingt muss man mich ruhen lassen. In Ruhe lassen.

Sie defilieren hinaus, mit mitleidigen Blicken auf meinen morschen Restkörper.

Die hübsche junge Schwester, meine Kleine, von der ich leider immer wieder den Namen vergesse, bleibt, werkelt geschäftig an der Torte herum, pustet die albernem zwölf Kerzen aus.

»Das war aber nicht nett von Ihnen, Frau Baronin.«

»Nein?«, frage ich.

Da lächelt sie. »Sie führen doch was im Schilde. Sie wollten die los sein.«

»Rollen Sie mich an den Schreibtisch, Kind.«

»Wollen Sie wem schreiben?«

Ja, will ich. Das ist ein Brief, den schreibt man nur einmal im Leben. Und es bringt einen fast um, den zu schreiben, das garantiere ich.

»Soll ich den Brief nachher für Sie zur Post bringen, Frau Baronin? Oder Herrn Breger mitgeben?«

Ach, Schätzchen, wenn ich eine Adresse hätte, wäre das sehr nett.

»Lassen Sie nur.« Wie heißt sie noch mal, ich kann das gottverdammte Namensschild nicht lesen. Mein Gott, ich konnte mal den *Faust* auswendig. Und den *Tasso*.

»Schwester?«

»Ja, Frau Baronin.«

»Ich möchte nicht gestört werden, von eventuell besorgten Gratulanten. Können Sie mir da beistehen?«

»Natürlich, Frau B...«

»Hör'n Sie schon auf damit. Wir leben doch nicht mehr vor der Zeit. Ich heiße Melusine.«

Sie blickt mich aus großen Augen an. »Hat man vergessen, Sie zu taufen?«

»Ich bin doch Schwester Monika«, flüstert sie.

Ach ja, das hat sie mir bestimmt schon ganz oft gesagt.

»Wir reden doch immer so nett zusammen.« Sie ist ganz durcheinander, weil ich mich nicht erinnere. Mir schwant dunkel, dass ich mich an was Großes erinnern müsste.

»Sie haben mich doch so toll getröstet, als es aus war mit meinem Freund!«

Toll? Aha. Na ja, ich bin wirklich gut in solchen Gesprächen. Ich habe den Liebeskranken von vier Generationen zugehört und Trost gespendet, da werd ich wohl mittlerweile wissen, wie es geht. Toll, an das Wort habe ich mich nie gewöhnt. Ein Kinderwort, oder?

Aber gerade fällt mir so gar nicht ein, was mit dem Mädchen los war. Na, besonders sind diese Geschichten eigentlich nie. Liebe ist in den meisten Fällen entweder ein Deckname für Lust oder für Angst, da kann dazwischen so einiges schiefgehen. Muss.

»Monika, Liebes, ich werde den weiteren Nachmittag beschäftigt sein. Halten Sie mir diese Gratulanten fern. Halten Sie mir alle fern.«

Sie nickt, sehr apart eigentlich, große Augen, schöner Mund. Warum sie wohl hier arbeitet? So jung unter lauter undankbaren Greisen, die sich dann nicht an ihren Namen oder ihren Herzenskummer erinnern.

»Ja ...«, sie traut sich aber doch nicht, Melusine zu mir zu sagen. Unentschlossen steht sie da.

»Dann gehen Sie jetzt nur. Und nehmen Sie diese alberne Torte mit.«

»Wollen Sie nicht wenigstens mal probieren? Die ist von der Konditorei Helmer.«

Appetit ist für mich Dekaden her, aber das kann ich ihr nicht sagen. »Geben Sie sie den übrigen Schwestern mit.«

Die Tür schließt sich leise hinter ihr. Endlich ist sie weg. Armes Ding. Ich hoffe, ihr Liebeskummer ist vorbei. Vielleicht kann sie es schaffen, in Episoden zu leben. In Novellen, die man heiter erinnert; das wünsche ich ihr.

Und ich sitze da, an meinem Sekretär. Den hatte ich damals schon. Er gehörte meiner Mutter. Ich lege die Hände auf die Unterlage und warte.

Wenn ich mir meine eigenen Hände angucke, frage ich mich, wann sie sich in solche Klauen verwandelt haben. Ich bin verdammt.

Ich bin froh, dass ihr mich so nicht sehen müsst, Jungs.

Ich vermisse euch. Meine zwei.

Die einzigen beiden Menschen auf der Welt, die ich heute gern bei mir gehabt hätte. Ich habe irgendwo hier noch Fotos von euch, sepia und voller Fingerabdrücke. Arek in Uniform und du, Wilhelm, im Stresemann. Über siebzig Jahre her, mein Gott. Wer hätte das geahnt? Vor siebzig Jahren hätte ich siebzig für alt gehalten. Und angefangen hat es sogar noch davor. Hat es je aufgehört? Ich brauche keine Fotos. Wenn ich die Augen schließe, dann sehe ich euch. Euch beide.

Ich empfinde es als durchaus befriedigend frivol, dass ich hier sitze und mich immer noch nicht entscheiden kann, wen von euch beiden ich mehr geliebt habe. Es würde den einen von euch sanft entrüsten und den anderen sanft amüsieren, dass es mir noch so wichtig ist, zu schockieren. Wenn ihr wüsstet, wie wenig Spaß das ist, verglichen mit der Sehnsucht vor über siebzig Jahren. Es hört nie auf, weh zu tun.

So viel hat sich geändert – und dann wieder so wenig.

Mein lieber Arek, geliebter Wilhelm, ich habe heute Geburtstag ...

Kapitel 2

In der Kellerbar

Er hieß Wilhelm Gotthilf Bellwitz. »Gotthilf«, ausgerechnet. Die wenigsten wussten, dass er einen zweiten Vornamen hatte. Ich meine, alle kannten ihn sowieso nur als »Krempe«, wobei kennen auch zu viel gesagt ist. Wie man eben berühmte Berühmtheiten kennt. Von ferne, tuschelnd, begeistert, entsetzt. Man weiß den Namen, wenn man die Person sieht, ein Auge schaut hin, das andere schnell weg.

Wilhelm Gotthilf Bellwitz, genannt »Krempe«.

Es war seine Kellerbar, die *Pavillon* – und es war elf Uhr vormittags, an meinem fünfundzwanzigsten Geburtstag, dem 27. Oktober 1929, als es anfang.

Ich hatte drei Freundinnen von der Universität überredet, mit mir verwegen zu sein und am helllichten Tag einen trinken zu gehen. Ich selber war gar nicht mehr an der Universität, aber die drei anderen waren es: Hilde, Sigrun, Kirsten – allesamt im letzten Jahr, allesamt in humorloser Ernsthaftigkeit.

Hilde wollte Lehrerin werden, brav, stämmig und kurzbeinig. Die schöne Sigrid studierte auf Ärztin und war trotz eines sehr reichen Vaters eine überzeugte Kommunistin – in ihrer eigenen Stadtwohnung mit ihrem eigenen Konto. Dann die langweilige Kirsten, blass, mit Brille, bildete sich viel auf eine dänische Mutter ein. Sie studierte Philosophie, Kierkegaard natürlich, immer in korrekter Aussprache erwähnt.

Ich hatte die drei zufällig getroffen, denn ich war seit über einem Jahr nicht mehr in akademischen Hallen zu finden.

Nicht, dass wir uns vermisst hätten. Aber vergessen hatten wir uns auch nicht. Wir waren mal zu derselben Veranstaltung gegangen: *Aufklärung über Geschlechtskrankheiten*.

Eigentlich hatten wir gehofft, dass es was mit Geschlecht zu tun hätte und weniger mit Krankheit, *ich* jedenfalls hatte es gehofft. Ein detailreicher Lichtbildervortrag belehrte mich eines Besseren. Nachher hatten wir vor Ekel gemeinschaftlich gekotzt, das verbindet mehr, als man denkt.

Ich hatte damals noch Kunstgeschichte studiert, gegen den Wunsch meines Vaters, der bezüglich meiner Fachwahl rotgesichtig von malenden Sozialdemokraten und Defätisten redete und dann den Kragen lockern musste. Ich setzte mich durch und tat so, als würde ich mich nicht um ihn scheren. Dass ich ihn liebte, habe ich ihm nie gesagt. Als ich die Wahrheit endlich fühlen konnte, war es zu spät.

Ich habe viele Fehler gemacht. Ich hatte schließlich 102 Jahre Zeit für Fehler.

Kunstgeschichte war nur eines dieser Gefechte zwischen uns, in denen wir versuchten zu verstehen, warum wir, Vater und Tochter, so enttäuscht voneinander waren.

Es war ohnehin ein Pyrrhussieg. Jungfer Academia hielt keinen Kranz für mich bereit. Nach drei Jahren hatte ich genug von Bildbetrachtungen der frühen Neuzeit und von Überlegungen, ob eine zerstampfte Walnuss das Leiden Christi exklusiv oder das Leid der gesamten Menschheit inklusiv ausdrücken sollte. Also ging ich nicht mehr hin.

Ich war kein *lux populi*, eher ein spezieller Fall.

Ohne die Uni war ich aber auch nicht zufriedener.

Ich war jung. Ich war allein. Ich war einsam, wirr, wütend. Und gierig danach, etwas zu erleben, was ich für Leben hielt und was diese schreckliche Angst vor der vor mir liegenden blinden Wegstrecke meines ungeliebten Lebens irgendwie in Schach halten könnte. Arbeit half.

Lebensweisheit: Arbeit hilft immer!

Ich arbeitete inzwischen als Assistentin eines Kunsthändlers – *des* Kunsthändlers Filip Collin –, als »Ladenfräulein«, wie meine Tante Dorothee Friederike Gräfin Sandham sich erregte, in seiner Galerie an der Ecke Kurfürstendamm, Joachimstaler Allee.

Gute Adresse, bisweilen allerdings ziemlich illustre Kundschaft, was in diesen Jahren nicht zu vermeiden war, wenn man sich liquide halten wollte. Und wie alle, die aus ziemlich verarmtem, ziemlich niedrigem, aber unbestreitbar altem Adel stammen, hatte ich keine Scheu davor, Geld anzuhäufen, wann immer sich die Möglichkeit bot. Ich hab's auch wieder verloren, andere hatten ebenso wenig Scheu, es mir wegzunehmen. Wenn die Jugend wüsste, wie das Leben mal wird, hätte sie wahrscheinlich gar nicht den Schneid, damit weiterzumachen.

Ich hatte damals einigen Schneid. Oder das, was ich dafür hielt. Spaß haben wollte ich, weil wir alle glaubten, dass die Nachkriegszeit bald wieder eine Vorkriegszeit würde; mitnehmen, was man schnappen kann.

Wer Krieg kennt, weiß, was das heißt.

Ich hatte einen Namen und ich hatte Beine, beides versteckte ich nicht, deswegen war ich beliebt. Bei denen, die ein *von* als Trittbrett wollten, und bei denen, die sich vorstellten, mit jeder Frau das Bett zu teilen, die sie aus einer dunklen Ecke heraus angafften. Snobistische Vampire der Impotenz.

Ich war oft zu verruchten Künstlerfesten geladen und ging immer hin, wenn sie nur verrucht genug waren. Es war ein albernes, verlorenes Spiel, eines, das ich mit mir selbst spielte, aber das ahnte ich nicht. Man nimmt sich so furchtbar ernst, wenn man jung ist.

In diesen Tagen wohnte ich übrigens bei der lieben Tante Dorothee Friederike (im Weiteren vielleicht besser »Frickchen«, sofern bitte der niedliche Name niemanden täuschen möge), einer verwitweten Schwester meines Vaters, die ihren Gatten Ferdinand Graf Sandham ohne tiefere Gemütsbewegungen überlebt hatte. Onkel Ferdinand hatte

ich gemocht. Ich hatte ihn »Onkel Nand« nennen dürfen, eine Auszeichnung, die Tante Friekchen zu hintertreiben versucht war. Er starb, also siegte sie. Aus sittlichen Gründen wohnte ich dort – angeblich, in Wirklichkeit jedoch nur, weil ihr trotz günstiger Heirat und Titel nach der Inflation nicht mehr geblieben war als eine ruinös beheizbare Achtzimmerwohnung.

Ich durfte zwei der Zimmer bewohnen und Miete zahlen, als wären es vier. Herr Collin allerdings, mein Arbeitgeber, entlohnte mich »mosaisch«, wie mein Vater verächtlich sagte. Heute darf man das eigentlich gar nicht mehr wiederholen.

Viel Geld hatte ich jedenfalls nicht.

Tante Dorothee beherbergte auch noch zwei weitere (nicht mehr ganz so junge) Damen von »Stand« – ein kleines bisschen über vierzig – und gierte allabendlich nach endlosen Bridgepartien und Gesprächen über den Verfall der Zeit. Munter wie in einer Leichenhalle. Mir waren auch deswegen die Künstlerfeste lieber.

Ich amüsierte mich nicht wirklich, aber ich war überzeugt, dass der Lärm, die Tändelei und das sinnlose Gewäsch eitler Neurotiker Riten einer geheimnisvollen, aufregenden Welt wären. Und wenn es mir nur gelänge, diese Welt zu meinem Vergnügen zu erschließen, würde es mich zu einem freien und interessanten Menschen machen. So stellte ich mir das vor.

Wenn mir die häusliche Sittlichkeit also zu langweilig wurde, und der innere Ruf nach Leben zu laut, blieb ich über Nacht aus, und Tante Friekchen musste, der Miete wegen, gegen meinen Vater dichthalten, wenn er fragte, ob sie sich zu beklagen hatte.

Auf einem dieser lauten Künstlerfeste also sah ich »Krempe« zum ersten Mal. Mein Galan, Hartmann Ooster, ein immer leberkrank wirkender, kleiner Maler, der stets knapp vor »seinem Durchbruch« stand, zeigte ihn mir.

»Das da ist Krempe«, flüsterte er mir zu.

Das war also *Krempe*.

Tja, was mehr sollte man da auch sagen? Ich musste schlucken, als wäre mir das Wasser im Mund zusammengelaufen. Ein Bild von einem Mann, immer eine Spur zu aufregend für diese Welt – wenn man diese Art Kerl mag. Die Art Kerl, die von echter Gefahr umgeben ist. Er war groß, um die vierzig, unnahbar, faszinierend.

Und er trat makellos auf. Smoking, Nelke im Knopfloch, Manieren wie ein Herr und ein Körper wie ein Preisbulle, in Kombination faszinierend halbseiden. Blondes Haar, mit Brillantine zurückgekämmt, frisch rasiert, und im Gesicht einen gefährlichen Leichtsinn. Er strahlte golden und lässig eine sorglose Gefahr aus. Ein Löwe, der sich sonnt.

Der Mund immer leicht amüsiert, ein bisschen spöttisch, ein bisschen mitleidig, sinnliche Kontinente weit entfernt von solchen Figuren wie Ooster. Um die Augen eine unendlich müde Wachsamkeit, wie einer, der keinen Augenblick vergisst, dass er gefährlich lebt. Veteran, das war klar.

Er sah aus wie ein Liebhaber, ein Hochstapler, ein Abenteurer, ein Verführer – ein Ganove, er sah aus wie einem Roman entsprungen.

Kintopp mit Hinterhof in der Wirklichkeit.